

Predigt zum 02. Sonntag im Jahreskreis 18.01. 2014

„Ich will nach Hause.“

Von Ullrich Auffenberg

Liebe Schwestern und Brüder,

Es ist eine Grundsehnsucht des Menschen, zu Hause sein zu wollen.

Dazu zwei Beispiele:

1. Bei den unzähligen Zeltlagern und Ferienfreizeiten, die ich mit Kindern gemacht habe, kam es immer wieder vor, dass manche Kinder nachts weinten, weil sie Heimweh hatten. „Ich will nach Hause“, war dann der Standardspruch. Wenn ich versuchte, diese Kinder wahrzunehmen, ihnen Aufmerksamkeit zu schenken, dann schwand in der Regel das Heimweh. „Nach Hause zu wollen“ heißt: „Ich brauche Verständnis, ich will beachtet und akzeptiert werden, ich will dazu gehören.“
2. Manchmal sieht man auch in einem Altenwohnheim Menschen, die über die Fluren eilen mit dem Ruf: „Ich will wieder nach Hause.“ Auch dieser Schrei meint: Ich will Zuwendung, Geborgenheit, wie ich sie in Urzeiten meines Lebens bei Mama und Papa, bei Opa und Oma erfahren habe.

„Nicht da ist man zu Hause, wo man wohnt, sondern da, wo man verstanden wird“, sagt ein Sprichwort. Mir scheint, dass viele Menschen heutzutage nach einem solchen Zuhause suchen.

Einer der wichtigsten Philosophen des 20. Jahrhunderts, Martin Heidegger, hat den Satz geprägt: „Der moderne Mensch ist ein unbehaustes Wesen.“ Kein Zu-Hause haben, ist das unser Problem? Natürlich sind wir in unserem Land nicht auf der Flucht wie Menschen in Syrien, Somalia, Eritrea, in Afghanistan, in all den Ländern dieser Welt, in „die Gott nur noch zum Weinen kommt.“ Aber gibt es nicht auch in unseren Lebenswelten genug Menschen, die abends trostlos auf der Bettkante sitzen oder vor dem Fernseher und sich fragen: Was soll denn dieses ganze Leben? Da ist vielleicht ein Problem im Beruf, mit dem sie nicht fertig werden, Chaos in der Familie, eine schwere Krankheit. Sie wissen nicht, mit wem sie diesen Kummer teilen können.

„Wer nie sein Brot mit Tränen aß, wer niemals weinend auf dem Bette saß, der kennt euch nicht, ihr himmlischen Gewalten!“ So dichtet Goethe.

Im heutigen Evangelium fragen die Jünger Jesus: Meister, wo wohnst Du? Er sagt nur: Kommt und seht. Und dann heißt es: Sie gingen mit ihm und blieben die ganze Nacht bei ihm. Es wird gar nicht erzählt, wo und wie Jesus lebt. Wahrscheinlich lebte er auf der Strasse. Denn der

Menschensohn hat kein Nest, keine Höhle, wo er sein Haupt niederlegen kann, heißt es an anderer Stelle. Vielleicht haben sie einfach nur die ganze Nacht auf der Straße gegessen und miteinander geredet. Aber den Jüngern gab das ein Heimatgefühl.

Kann dieser Jesus uns auch ein heimatgefühl geben? Wenn wir beten, dann tun wir es oft so, dass wir aus unseren Händen ein dach bilden, wie die berühmten betenden Hände von Albrecht Dürer. Wir suchen also beim Beten ein Dach für unsere Seele. Kenn Sie das, liebe Schwestern und Brüder, dass Sie sich vielleicht einige Minuten still in diese Kirche oder an einen anderen Ort gesetzt haben und vor Gott alles ausgesprochen haben, was sie auf der seele hatten? Ist dann nicht so etwas wie Heimatgefühl entstanden? Beten bedeutet: In Gott zu Hause sein.

Womit soll ich dieses Gebetsverständnis vergleichen??

Für ein Kind, das Angst vor der Prüfung hat, kann die Mutter die Prüfung nicht bestehen. Aber sie wird das Kind in die Arme nehmen, und so ein Nest, ein Zuhause bilden; und das Kind ist beruhigt.

Dem alten Menschen im Altenheim kann ich nicht die Wohnung seiner Kindheit wiederherstellen, wohl aber werde ich ihm das Gefühl geben: Du bist hier gewollt, wichtig, ich habe Zeit für dich.

Und einem Sterbenden kann ich das Sterben nicht abnehmen. Aber ich kann ihm durch meine Nähe, mein Aushalten bei ihm, die Gewissheit geben, dass Sterben heißt: Nach Hause kommen.

So ist Gott. Er löst nicht unsere täglichen Lebensprobleme, auch nicht die von Leid und Krankheit. Aber Gott kennt jeden, er hört jeden, er sorgt für dich, er denkt an dich, er will dich im Himmel haben. Er schließt dich symbolisch in seine Arme.

Kürzlich erzählte mir eine Frau aus ihrem Leben. Sie sagte: „Im letzten Jahr war ich scher an Krebs erkrankt. Am Abend vor der ersten Operation ging ich in die Krankenhauskapelle, um zu beten. Im Gesangbuch las ich den Vers aus Ps 91: „Du brauchst dich nicht zu fürchten vor dem Schrecken der Nacht, nicht vor der Pest, die im Dunkeln schleicht.“ Ich fragte mich: „Ist das so, brauch ich mich wirklich nicht zu fürchten vor dem Krebs, dieser Seuche, die im Finstern schleicht und sich unbemerkt in mich hineinfrisst, die wütet am hellichten Tag? Ist das kein Unglück?“

Ich kann nicht sagen, dass ich auf mein Beten, eine Stimme oder eine Antwort gehört hätte. Aber mit einem Mal überkam mich ein Gefühl großer Zuversicht. Ich begriff, dass ich in Gottes Hand zwar durchaus krank werden könnte, schwerkrank sogar, dass ich vielleicht sogar sterben könnte, aber dennoch heil bleiben würde. Nichts, auch der Tod

könnte mich vernichten. Ich wusste plötzlich, dass ich nicht tiefer als in Gottes Hände fallen würde.

Hoffnung, Herr, schenkst Du reichlich in unserm reichen Land,
und doch sind viele einsam, ihr Leid bleibt unerkannt.
So senke Deinen Segen auf Bitterkeit und Not,
bewahre, die sich regen, vor bösem, schnellem Tod.
Die Zeichen Deiner Liebe, sie bleiben Skizzen nur,
und doch sind sie die Zeiger an unserer Jahre Uhr.
Die Welt mit lautem Lärmen, sie zieht die Augen an,
wer weiß, was soll's bedeuten. Die Stunden sind vertan.
Die Tiefe Deiner Werke, sie rühre unser Herz,
es ist ja Deine Stärke, die uns nach Hause fährt.
So suchen wir im Neuen vertrauter Wege Tritt
und bitten deinen Segen: Komm, bleibe und geh mit.
Amen.